

## Die Festung im modernen Kriege.

II.

Wenn befestigte Stellungen in Gegenden angelegt werden, die durch den Gang der Operationen eine zeitweise strategische Wichtigkeit gewonnen haben, so sind durch permanente Befestigungen im allgemeinen nur solche Örtlichkeiten in Forts oder Festungen verwandelt, denen eine dauernde militärische Bedeutung beizumessen oder wenigstens beigemessen wird. Schon daraus geht hervor, daß es stets vorteilhaft ist, die auf einem bestimmten Kriegsschauplatz gelegenen Festungen zu erobern. Doch darf man das Vordringen der Offensivtruppe nicht von ihrer Wegnahme abhängig machen, wie das zur Zeit der methodischen Kriegsführung gebräuchlich war. Man muß vielmehr zwischen den Festungen durchstoßen und diese durch nachgezogene Reserven und Truppen zweiter Linie einschließen oder zum mindesten beobachten. Auf die Dauer aber läßt sich ein groß angelegter strategischer Angriff nicht mit der wünschenswerten Kraft und Sicherheit durchführen, wenn hinter den Armeen feindliche Festungen die Hauptbahnhöfen sperren, die rückwärtigen Verbindungen bedrohen und mehr oder minder starke Heeresabteilungen vor ihren Mauern festhalten. Besonders nachteilig müssen die uneroberbaren befestigten Plätze des Feindes für den anfangs siegreichen Angreifer werden, wenn er nach ungünstiger taktischer Entscheidung durch die feindliche Festungslinie zurückgedrängt gezwungen ist. Dann bildet diese eine Reihe von Defileen, die operativ schwer zu durchschreiten sind, besonders, wenn die Schlagkraft der feindlichen Werke noch nicht gebrochen ist. Man wird daher unter allen Umständen gut daran tun, sich der im Operationsgebiet liegenden feindlichen Festungen sobald als möglich zu bemächtigen. Je eher sie erobert werden, desto freier und tatkräftiger kann sich die strategische Offensive entfalten.

In erster Linie wird es darauf ankommen, die im Bereich des strategischen Vormarsches gelegenen Sperrforts zu nehmen. Diese sind es, die den Angriff zunächst und vor allem behindern und erschweren. Auch bedarf es zu ihrer Eroberung keines so gewaltigen Kraftaufwandes wie zur Belagerung einer modernen Armeefestung. Diese macht umfangreiche Vorbereitungen nötig und wird sich niemals in kurzer Frist durchführen lassen. Man kann sie im allgemeinen überhaupt nicht vornehmen, bevor man die feindliche Armee geschlagen und einigermaßen festen Fuß im feindlichen Lande gefaßt hat. Solange die Waffenentscheidung im freien Felde nicht wenigstens einen vorläufigen Erfolg gebracht hat, kann man überhaupt nicht wagen, das umfangreiche Belagerungsmaterial vor eine Festung heranzuführen, da es voraussichtlich verloren geht, wenn die Entscheidung ungünstig ausfällt. Auch Bonaparte hat 1794 seine Belagerungsgeschütze vor Mantua preisgeben müssen, als eine österreichische Entsatzarmee heranzückte. Er hat sie sogar vor der Entscheidung geopfert.

So ergibt sich für die Bekämpfung der feindlichen Festungen eine doppelte Aufgabe, die in jedem Fall auch ein verschiedenes Verfahren zur Folge haben muß: die Wegnahme der Sperrforts, wo sich solche vorhanden sind, und die Belagerung der weiter zurückgelegenen großen feindlichen Festungen.

Der Kampf gegen einzelne Sperrforts wird im allgemeinen dadurch erleichtert, daß sie meist in der Nähe der Grenze liegen, man also in der Lage ist, Artillerie, Munition und Belagerungsmaterial auf heimischen Vollbahnen bis in die Nähe der Werke heranzuführen. Es ist das um so wichtiger, als die Mittel des Feldheeres allein niemals ausreichen werden, um moderne Sperrforts wegzunehmen. . . . Auch kann man versuchen, durch das Werfen schwerer Sprengladungen aus nächster Nähe, mittels hierfür eigens konstruierter Wurfmaschinen, Mörser oder Bombentanonnen die Verteidigung lahmzulegen. Zu welchem Verfahren man greift, wird von den Umständen und den vorhandenen Mitteln abhängen. Immer wird man sich vor Augen halten müssen, daß ein rascher Erfolg geboten ist, um die Operationsfreiheit der Armee möglichst bald herzustellen.

Man wird demnach die für die Wegnahme eines Sperrforts bestimmte Truppenmacht möglichst in gleicher Höhe mit den Heereskolonnen vorgehen lassen, die bei dem Fort vorbei in Feindesland eindringen sollen, wird vorgeschobene feindliche Abteilungen zurückwerfen und alles daransetzen, um die Angriffsar tillerie rasch in Stellung und zu überwältigender Wirkung zu bringen. Vorausgeschickte Pionier- und Arbeiterabteilungen müssen die Wege zu den rasch erkundeten Stellungen gangbar machen, durch zahlreiches Fußvolk, Armeelastzüge und Kraftwagen muß das Heranschaffen ausreichender Munition unmittelbar hinter den Batterien sichergestellt werden. Auch die Feldartillerie muß sich an dem Kampf beteiligen, nicht nur gegen die feindlichen Abteilungen, die sich etwa im Vorgebilde behaupten, sondern auch gegen die Besatzung des Forts, die feindlichen Beobachtungsposten und die nicht unter Panzerschutz stehenden feindlichen Geschütze. Unter dem Schutz dieses Artilleriefeuers muß die Angriffsinfanterie so rasch wie möglich gegen das Werk vordringen, um möglichst bald

auf Sturmhöhe heranzukommen. Aufgabe der Artillerie ist es, das feindliche Feuer derart niederzuhalten, daß die Infanterie im abgekürzten Verfahren vorgehen kann; sie wird diese Aufgabe lösen können, wenn sie mit genügend schweren Kalibern arbeitet und über die nötige Ueberlegenheit verfügt. Während des frontalen Vorgehens gegen das Fort müssen die Heereskolonnen, die seitwärts bei ihm vorbeiziehen, rasch und energisch vorgehen, um so viel Raum vorwärts zu gewinnen, daß es möglich wird, das feindliche Werk von allen Seiten zu umfassen, was besonders für den artilleristischen Angriff von Wichtigkeit ist. Sobald es irgend zulässig ist, müssen schwere Batterien in Stellungen vorgeführt werden, von denen aus sie die Gräben des Forts der Länge nach bestreichen können. Die Sturmtruppe muß so tief geliebert sein, daß sofort ein zweites Treffen eintreten kann, wenn der Sturmversuch des ersten scheitern sollte. Auch müssen alle technischen Hilfsmittel zur Anwendung kommen, die das Gelingen des Angriffs zu erleichtern oder zu sichern geeignet sind.

Handelt es sich um den Angriff auf eine zusammenhängende Sperrfortlinie, so wird gegen möglichst viele Forts gleichzeitig in ähnlicher Weise verfahren wie gegen ein einzelnes. Werden die Zwischenräume zwischen den Werken durch die feindliche Feldarmee verteidigt, so muß diese geschlagen werden, bevor der eigentliche Angriff auf die Forts selbst beginnen kann.

In solchen Fällen muß vor allem das Feuer der Forts durch schwere Artillerie derart niedergehalten werden, daß deren Geschütze nicht imstande sind, in den Kampf der Feldtruppen einzugreifen. Es wird also unter solchen Umständen nötig sein, eine besonders wirkungsvolle Artillerie gegen die Forts selbst einzusetzen und den Infanterieangriff auf die Zwischenräume nicht früher zu beginnen, als bis eine gewisse Ueberlegenheit über die feindliche Artillerie erreicht ist. Dagegen muß der artilleristische Angriff gegen die Zwischenstellung gleichzeitig mit dem gegen die Forts beginnen, um die feindliche Feldartillerie zu verhindern, ihrerseits gegen die Batterien zu wirken, die die Forts bekämpfen. Die Aufgabe, die Zwischenbatterien des Feindes zu bekämpfen, wird vor allem der schweren Artillerie des Feldheeres zufallen, die entsprechend verstärkt werden muß. Doch muß auch die Feldartillerie sich an dem Kampf beteiligen und besonders gegen verdeckt stehende feindliche Batterien zu wirken suchen. Zugleich muß man vom Ballon aus die feindlichen Stellungen nach Möglichkeit erkunden und das eigene Feuer demgemäß berichtigen. Der Infanterieangriff bedarf, da er meist rein frontal geführt werden muß, großer Ueberlegenheit und daher entsprechende Tiefe. Auf die Wirkung einer Umfassung ist in solchem Falle niemals zu rechnen. Nur der Kavallerie kann es unter Umständen gelingen, in den Rücken des Feindes vorzudringen; doch birgt ein solches Unter nehmen die größten Gefahren und kann völlige Vernichtung zur Folge haben.

## Unterseeboote.

Ein Hochmann veröffentlicht in der dänischen Zeitschrift „Die Welt und wir“ einen interessanten Artikel über dänische Unterseeboote, dem wir das folgende entnehmen:

Nicht wie früher ist es nur die kleine Schar Marineoffiziere, welche die bestimmte Auffassung hegen, daß die Unterseeboote mit Hilfe von Torpedobooten, raschen Kreuzern und Aeroplanen in einem heutigen Seekrieg die entscheidenden Taten herbeiführen können. Die Verwirklichung des Gedankens der Herstellung von Unterseebooten ist — gleich vielen technischen Vervollkommnungen unseres Jahrhunderts — so rasch gegangen, daß das Phänomen bei der Allgemeinheit noch immer gewisse ängstliche und bezweifelnde Gefühle hervorruft. Mit Ausnahme des waltfischähnlichen Kumpfes und der kleinen Kommandobrücke ist für die meisten Menschen der Bau und das Innere des Bootes ein unbekanntes Gebiet, weshalb ein Blick in seine Innere Welt von großem Interesse ist.

Sobald man in den ersten Raum, den Kommandoraum, getreten ist, verschwindet alle Furcht: in elektrischem Licht strahlend, liegt das Innere des Schiffes vor uns als ein langer schmaler Tunnel, in dem man kaum aufrecht gehen kann. Ueberall begegnet dem Auge die komplizierteste mechanische Organisation: strahlend blaue Griffe, Kontakte, Kräne und Leitungen. Durch die offene Vordertür kann man in den Torpedoraum hineinsehen, in dem die Offiziere mit ihren gefährlichen Waffen beschäftigt sind, und in den Motorraum, in dem der große Dieselmotor seinen Platz hat. Dieser treibt bekanntermäßen das Boot, wenn es sich in Ueberwasserlage befindet, in Unterwasserlage wird es durch elektrische Kraft getrieben.

Während wir unsere Betrachtungen anstellen, begann der Motor zu furren und das Boot glitt vorwärts in den Sund, wo der „Feind“ erwartet wurde. Bei der Ueberwasserlage wird die Fahrt oben von der Kommandobrücke aus geleitet und beständig radiotelegraphische Verbindung mit einem Kreuzer auf einem vorgeschobenen Posten aufrecht erhalten. Sobald der Telegraph das Herannahen des Feindes, seinen Kurs und seine Stärke ankündigt, werden die

Tentakel für die drahtlose Telegraphie von den Masten abgelakelt. Die Mannschaft geht hinunter und die Ventile der Tanks werden geöffnet, damit das Wasser hereinrauschen kann. Wenn dann nur noch die Kommandobrücke über dem Wasser steht, wird der Eingang geschlossen, und das Boot ist klar, von der Oberfläche zu verschwinden. Die Fahrt wird fortgesetzt, nur von dem Innern der Kommandobrücke aus geleitet, wo zwei Fensterlufen die Orientierung ermöglichen. Doch in dem Augenblick, da der Rumpf des feindlichen Panzerschiffes in der Entfernung sichtbar ist, wird die Luke geschlossen, der Manövrierstand fällt sich, der Motor wird losgelockert und das Boot setzt seine Fahrt unter dem Wasser fort, in einer Tiefe, die durch das horizontale Steuerruder geregelt wird, das ebenso wie das vertikale von dem Kommandoraum aus gelenkt wird. Ein großes Manometer gibt die Tiefe an. Anfangs bewegen wir uns genau fünf Meter tief; indem wir uns so nahe wie möglich an der Oberfläche halten, sind wir imstande, sie mit dem Teleskop-Periscope des Schiffes zu überschauen und das Fernglas rasch zurückzuziehen, ehe der Feind uns beobachtet hat.

Das feindliche Kriegsschiff kommt immer näher und wird schließlich deutlich sichtbar. Der Entfernungsmesser in dem Okular des Periscope sagt uns, daß der Feind in Schußweite ist. Ein klares und entschlossenes „Feuert!“ schallt durch das erwartungsvolle Schweben. Der Torpedoffizier drückt auf einen Kontakt, komprimierte Luft bringt in das Schußrohr, und der Torpedo verläßt davon, während das Rohr sich mit Wasser füllt. Das Unterseeboot legt sich auf die Seite, wenn es von der Last des Torpedos frei wird, aber der Rubergänger des horizontalen Rubers weicht der Bewegung entgegenzuwirken, worauf er auf Befehl des Chefs tiefer hinuntersteuert, das feindliche Schiff der Behandlung anderer Unterseeboote überlassend.

Während eines Manövers mit einem Unterseeboot hielt sich die Besatzung zehn Stunden in Unterwasserlage, und nur wenige von der Besatzung wurden in den letzten Stunden von Atemnot befallen.

## Kleines Feuilleton.

### God save the . . . Kaiser!

Die „W. Z. am Mittag“ teilt laßbütig die Uebersetzung eines Gedichtes mit, das auf einem Papagambler von einem Iren für eine irische Zeitschrift gedichtet worden ist. Es heißt darin u. a.:

„ . . . Gott lasse die tapferen Deutschen gewinnen im großen Krieg . . .  
 . . . Ein Hoch ihrem Kaiser, ein Hurra . . .  
 . . . Georg mit seiner Bibel floh modern, der Ziegenbock,  
 Eine gluckende Flasche voll Whisky  
 barg er unter dem Rock . . .  
 . . . Gott segne den Kaiser Wilhelm und segne das deutsche Blut,  
 Gott sei Deutschlands Kommandier, Mannen, Matrosen gut,  
 Daß an Kriegswehr und Mienen und Tünnen und an Größe ihm  
 nirgends nichts gleicht,  
 Und daß es England, Jängland, rüsch, von der Erblarte streicht!“

Wie gesagt, das deutsche Patriotentblatt teilt dieses Opus eines englischen Untertanen kommentarlos mit. Wie wundern uns aber nicht, denn nirgends ist die Begeisterung für Hochverrat und Revolution jetzt größer als in Deutschland. Rotabene für Hochverrat und Revolution im Ausland.

### Ernst Solway.

Aus Brüssel wurde vor einigen Tagen gemeldet, daß der Stadt eine Kriegsteuer von 200 Millionen Frank anferlegt worden sei. Als der Bürgermeister Kay erklärte, die Gemeindefasse sei nach Antwerpen gebracht und die Kriegsteuer könne nicht bezahlt werden, wurden die vier reichen Belgier Solway, Baron Lambert Rothschild, Baroque und Baron Empai in Haft genommen. Eine neue Meldung besagt, daß sich die vier Verhafteten bereit erklärt hätten, die Summe aufzubringen. Von Ernst Solway weiß man, daß er sein riesiges Vermögen, zum Teil wenigstens, in vernünftiger Weise verwendet. Er wurde am 20. September 1838 als Sohn eines belgischen Steinbruchbesizers geboren, ist also jetzt fast 76 Jahre alt. Als 13-jährigem Unterdirektor einer Gasanstalt bei Brüssel gelang ihm die Sodabereitung mit Hilfe von Ammoniak; durch diese neue Erfindung wurde die Herstellung von Soda auf eine ganz neue Grundlage gestellt; der Preis, der vorher 460 Frank für die Tonne betrug, sank auf 175 Frank. In der ganzen Welt entstanden Fabriken, die nach dem Verfahren von Solway Soda herstellen. Der Erfinder erzielte durch den Verkauf seiner Patente und durch die Beteiligung an den Fabriken riesige Gewinne. Ueber seine soziale Wirksamkeit berichtet ein Handbuch: „Solway hat sich auch durch mustergültige soziale Fürsorge für seine Arbeiter einen Namen gemacht. Das Institut für Soziologie, Physiologie und Handelswissenschaft in Brüssel ist seine Schöpfung, für die er bedeutende Mittel gestiftet hat. Als Schriftsteller ist er mit Erfolg

## Aus dem russisch-japanischen Kriege.

3] Von W. Weresajew.

Wir stiegen aus. Vor unserem Zuge hielt ein anderer. Die Lokomotiven standen still und sahen einander mit ihren großen feurigen Augen an, wie zwei Feinde, die sich auf schänalem Wege begegnen. Zur Seite dehnte sich ein sandiges, mit Niedergas bewachsenes Feld aus; in der Ferne erblickte man zwischen Gebüsch dunkelgraue Heuschöber.

Der Zug, der uns entgegengefahren war, fuhr wieder zurück. Auch unser Zug ging mit seiner Pfeife ein Zeichen. Bößlich sehe ich, wie einige unserer Leute von den Gebüsch her quer über das Feld gegen die Wagen gelaufen kommen, jeder trägt einen großen Haufen Heu im Arm.

„Sel Werst das Heu weg!“ schrie ich. Aber sie liefen weiter und aus den Wagen konnte man aufmunternde Zurufe hören:

„Nein, sie sind jetzt schon hier, jetzt gehört es uns!“  
 Aus einem Kupefenster schauten voll Neugierde der Oberarzt und der Verwalter heraus.

„Werst das Heu jogleich fort! Verstanden?“ rief ich drohend.

Die Soldaten warfen das Heu den Abhang hinunter und kletterten, unzufrieden murrend, in den Zug, der sich schon in Bewegung gesetzt hatte. Erreat trat ich ins Kupee.

Zum Teufel! was ist denn das? Schon hier bei ihren eigenen Leuten fangen sie zu plündern an! Und so ungeniert, vor aller Augen!

„Hier ist das Heu ohnehin sehr billig und wird sowieso in den Schubern verfaulen,“ bemerkte gezwungen der Oberarzt.

Ich drückte mein Erstaunen aus.  
 „Aber ich begreife Sie nicht! Erlauben Sie! Sie haben doch erst gestern abend gehört, was der Bauernvorstand erzählt hat. Im Gegenteil, das Heu ist teuer, da sich niemand findet, um es zu mähen; die Intendantur bezahlt 40 Kopeken für ein Rud. Aber die Hauptfache, um die es sich handelt,

ist das Plündern; dies darf doch grundsätzlich nicht geduldet werden.“

„Nun ja, gewiß; wer streitet denn darüber?“ gab der Oberarzt rasch zu.

Das Gespräch machte auf mich einen sonderbaren Eindruck. Ich hatte erwartet, daß der Chefarzt und der Verwalter die Mannschaft empört zusammensetzen und ihnen das Plündern streng und entschieden verbieten würden; aber sie gingen mit der größten Gleichgültigkeit über das Geschehene hinweg. Der Offiziersburich, welcher unser Gespräch angehört hatte, bemerkte mir, verhalten lächelnd:

„Für wen stiehlt denn der Soldat? Für die Pferde. Der Verwaltung kommt dies sehr zu statten, — sie braucht für das Heu nichts zu bezahlen.“

Nun verstand ich auf einmal, was mich vor drei Tagen so sehr verwundert hatte. Der Chefarzt hatte nämlich auf einer kleinen Station 1000 Rud Hafer zu sehr billigen Preisen gekauft und war sehr zufrieden und strahlend vor Freude in den Zug zurückgekehrt.

„Ich habe soeben Hafer zum Preise von 45 Kopeken gekauft,“ hatte er uns frohlockend mitgeteilt.

Ich wunderte mich damals, warum er so triumphieren konnte, weil er für die Regierung einige hundert Rubel erspart hatte. Jetzt begriff ich seine Freude.

Auf jeder Station eilten sich die Soldaten alles an, was ihnen in die Hände geriet, und es war unverständlich, warum sie Sachen stahlen, die sie durchaus nicht gebrauchen konnten. Als sie mal einen Hund erwischten, brachten sie ihn auf der Plattform eines Güterwagens unter. Nach ein bis zwei Tagen lief der Hund davon, und die Soldaten fingen einen andern. Einmal quakte ich in eine dieser Plattformen hinein und bemerkte da nebeneinander rote, hölzerne Schüsseln, einen kleinen aufeisernen Kessel, drei Weile, ein Taburet und einen hölzernen Eimer. Dies alles war zusammengestohlen. Als ich einmal in der Nähe einer Station einen Spaziergang machte, sah ich auf der Böschung einen verrosteten aufeisernen Ofen; in verdächtiger Weise drängten sich unsere Leute um ihn herum und sahen mich laßend an. Als ich in mein Kupee stieg, verhielten sie. Einige Minuten

später ging ich wieder hinaus. Der Ofen war verscharrunden; die Soldaten schlüpfen unter die Wagen und aus einem derselben hörte ich, wie mit rasselndem Geräusch etwas Schweres vorwärtsgeschoben wird.

„Die sind imstande, einen lebendigen Menschen zu stehlen und zu verbergen,“ sagte fröhlich und belustigt ein auf dem Abhang sitzender Soldat.

Jedesmal, wenn es einen längeren Aufenthalt gab, zündeten die Soldaten Feuer an und kochten Suppe mit Geflügel, das sie, weiß Gott, wo, aufgetrieben hatten. Auch brieten sie einmal ein Schwein, das, wie sie sagten, vom Zuge überfahren worden war.

Dit verschafften sie sich ihre Bedürfnisse nach einem sehr scharfsinnigen und listigen Plane. Einmal hatten wir bei einer kleineren Station einen ziemlich langen Aufenthalt. Ein magerer, schlanker und angetrunkener Kleinrusse, namens Kutischerenko, der Wilschold unseres Kommandos, machte auf einem Holzverschlag neben dem Zuge den Sandwurf. Er umwickelte sich mit einer Matze und hielt in seinen Händen eine alte Ofenröhre.

„Meine Herrschaft! Das Musik wird gleich beginnen! Bitte, stören Sie nicht!“ rief er, einen Ausländer nachahmend. Soldaten und Dorfbewohner drängten sich um ihn herum. Kutischerenko, die Matze um die Schultern, drückte das Rohr an sich und drehte, majestätisch-ernsthaft, mit der Hand daran herum, als drehe er die Kurbel einer Drehorgel, und sang mit heiserer Stimme knurrend und quiekend zu singen an:  
 „Du bist verrückt, mein Kind . . .“

Kutischerenko ahnte eine alte, verlotterte Drehorgel so meisterhaft nach, daß alle im Kreise herum fast vor Lachen plakten, — wir nicht weniger als die Bauern und Soldaten. Dann nahm er die Matze in die Hand und ging unter dem Publikum hin und her.

„Meine Herrschaft, bitte, leben Sie ein armen talienische Musiker Trinkgeld!“

„In die Wagen!“ erscholl der Befehl. Die Lokomotive piff, und die Leute stürzten sich kopfüber in den Zug.

(Fortf. folgt.)



Semüßi gewesen, die Arbeit dieses Instituts zu fördern. Mit der sozialistischen Partei seines Landes steht er als großer Freund sozialer Fortschritt in einem eigenartigen Verhältnis, das auf gegenseitiger Achtung beruht. Auf König Albert I. hat Solbach einen Industrie- und soziale Entwicklung fördernden direkten Einfluß ausgeübt. Am 20. September 1918 feierte er das fünfzigjährige Jubiläum seiner industriellen Werke, gleichzeitig seine goldene Hochzeit und seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag.

### Keine Sentimentalität!

In der „Kölnischen Zeitung“ erhebt ein Hornist seine Stimme gegen den sentimentalischen Ton, der in dieser großen Zeit nicht angebracht werden soll. Empörendes hat sich auf einem deutschen Wahnhof zugegetragen. Es läuft ein Zug mit französischen und belgischen Gefangenen ein. Die deutschen Soldaten, die ihn bewachen, erwidern auf dem Wahnsinnigen einen Hornisten. Sie bitten ihn, die Nacht am Rhein zu blasen. Aber da fürzt auch schon eine Frau mit der roten Kreuz-Blende herbei und bittet in sentimentaler Weise: „Beschämten Sie nicht die Gefangenen.“ Der arme Eisenbahn-Überinspektor läßt sich von dieser Stimmung anstecken und verbietet das Blasen des Hornes.

„Aber“, sagte der Hornist hinzu, „wäre der Beamte nicht so sehr schuldiger, alter Herr gewesen, so hätte ich trotzdem geblasen und mich ruhig bestrafen lassen. Vom Eiffelturm in Paris habe ich vor drei Jahren heruntergeblasen: Ja bin ein Preuze und ebenso vom höchsten Turm Rußlands 1899 in Neval, was mir freilich beinahe schadet bekommen wäre, aber das und verboten wurde, auf einem deutschen Wahnhof die Nacht am Rhein aus Rücksicht auf Belgier und Franzosen zu blasen mitten in dieser patriotischen Zeit, das hätte ich mir doch nicht träumen lassen.“

So können noch immer zwischen Himmel und Erde Dinge geschehen, von denen sich ein Hornist nichts träumen läßt. Die „Deutsche Tageszeitung“ aber bläst in sein Horn und nennt den „ganzen“ Vorgang ein Stück von geradezu unglaublicher Sentimentalität. Kein Wort der Kritik wäre hier scharf genug; es bleibt ihr aber die Hoffnung, daß man inzwischen Sorge dafür getragen hat, daß sich derartige oder ähnliche empörende Vorgänge nicht mehr wiederholen können. Sie wird darüber wachen, daß in diesen Tagen einer neuen Morgenröte keinerlei Sentimentalität ihr schändes Haupt erhebt.

### Eine schamlose Heze.

Am „Deutschen Opernhaus“ in Charlottenburg sind sechshundert Angestellte beschäftigt. Unter ihnen sechs Russen. Welche herrliche Gelegenheit für erbärmlichen Neid und skrupellose Strebererei, sich dieser Konkurrenten zu entledigen! Und so fand in vorletzter Nacht eine Versammlung angeblich sämtlicher Angestellten statt, die nach dem „Lokal-Anzeiger“ in „völliger Einmütigkeit“ erklärten, „mit denjenigen Mitgliedern des Instituts, deren Angehörige gegen uns im Felde kämpfen, nicht weiter zusammenzuspielen zu wollen.“

Selbstverständlich protestiert das kauvinische Hezblatt mit keiner Silbe dagegen. Es schreibt vielmehr:

„Von diesem Beschluß wurde Herr Direktor Hartmann heute vormittag in Kenntnis gesetzt und ihm die Wahl gestellt, ob er dem patriotischen Drängen seiner Angestellten nachgeben oder es auf die Schlichtung des Deutschen Opernhauses ankommen lassen wolle. ... Wie Herr Direktor Hartmann sich entscheiden wird, muß abgewartet

werden, doch kann es kaum zweifelhaft sein, daß er dem Verlangen seiner vaterländisch gefassten Mitglieder nachgeben dürfte.“

Die „Kölnische Zeitung“ stellt fest, daß von den sechs „Russen“ der Tenorist Krasnow ein Walze und der Kapellmeister Waghalter ein Kolorist. Beide seien hervorragende Künstler.

Die anderen Russen sind ein paar Choristen! Wir hoffen, daß die Wähngemeinschaft ganz energisch gegen das beschämende Verhalten ihrer Mitglieder vorgeht! Und denken diese Theaterintelligenzen denn gar nicht daran, wie es den zahlreichen deutschen Bühnenkünstlern im Auslande ergehen könnte? Wenigstens diese primitive egoistische Erwägung sollte sie von solchem Chauvinismus fernhalten, wenn sie denn durchaus nichts von den Geboten der Kultur wissen wollen!

### Eine Kulturtat.

W. Fred plaudert im „V.L.“ u. a.: ... achttausend Gefangene, die Leberzahl von Manonbiller und Mülhausen, französische Infanterie- und Festungsmannschaft, dazu Verwundete und ein kleiner Haufen Russen und Serben, auch zahlreiche Frauen, die aus irgendeinem Grunde zurückbehalten werden mußten, sind auf dem Beschfeld zu einem Lager vereinigt.

... Ein paar Schritte von der Kommandantur, nachdem man noch zwei, drei Posten passiert hat, die trotz anrecht gezieltem Bajonettschlag lächelnd den Weg zum „Franzosenlager“ weisen, ist eine lange Bank quer über den Weg gesperrt. Sie hemmt dem Zivilstrengen den Eintritt; aber nur bis man zwei bärtigen Landwehrlenten, die an der Barre sitzen, — Eintrittskarten abgelaufen hat. Zwanzig Pfennig die Person zu wohlwärtigem Zweck, zur Linderung der Kriegsnot — dann darf man passieren, und das Lager der gefangenen Franzosen steht einem zur Verfügung frei.

... Ich komme nicht los von diesem Stachelbraut! Denn er empört mich. Ich muß gegen diese Einführung, das Franzosenlager gegen Eintrittsgeld wie ein Hagenbed-Dorf zu zeigen, aufschreien. In diesem Falle, wo die berufene Stelle des bayerischen Kriegsministeriums für die Anordnung der Kommandantur, die es seit Tagen Tausenden ermöglicht, den billigsten Instinkten, der Schaulust auf dem Beschfeld gegen Entree Befriedigung zu schaffen, das Urteil „ganz unerhörte“ gefunden hat, muß es auch unserm erlaubt sein, sein Gefühl auszusprechen. Ist es nicht anständig, die Gefangenen in anständiger Weise mit denen, die sie besuchen wollen, und die nach rechts und links Herzensstark genug haben, um nicht taktlos und wüdehiesig zu werden, verkehren zu lassen, so läßt man auch hier, hier vor allem, die Kunst der Abperrung, die man doch sonst bei uns vollendet versteht. Man bringe sie so unauffällig unter, daß kein spähender Blick ihre Haltung, ihre Gebärden, aufrichtige oder posierte, anstößt, ihr Los zu gut oder zu schlecht findet. Daß weder Wohlwollen noch Mitleid noch Spott noch überhaupt ein billiges Gefühlchen sich an ihnen erregen darf. Ein Gefangenenlager sei kein Aschantendorf; der Stachelbraut, der Blick und nahe Beobachtungen erlaubt, macht aus der Kriegsgefangenschaft eine groteske Menagerie. Die roten Hosen darf man nach Herzenslust begucken, der Rotkopsen Lagerleben Stundenlang belauschen, ja fotografieren — nur anfassen ist verboten. Rein, das muß aufhören zur Ehre unserer deutschen Zivilisation, von der wir ja nicht nur reden wollen —!

Hier ist nun wirklich einmal „jeder Kommentar überflüssig“.

### Notizen.

— Theaterchronik. Im Deutschen Theater geht am Sonnabend Gutzkow's Lustspiel „Jopf und Schwert“ neu-einführte in Szene. Das Werk spielt im königlichen Schloß zu Berlin zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms I. — Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Schauspielhaus finden Sonnabend und Sonntag, abends 8 Uhr, zwei Aufführungen des Reiterischen Schauspiel „Ute Franzosentid“, bearbeitet von August Junckermann, statt. Der 22jährige August Junckermann wird im Verein mit seinen Söhnen Hans und Fritz Junckermann auftreten. Einheitspreis für diese Vorstellungen a 1 Mk. und 50 Pf. Mit dieser Vorstellung werden die vaterländischen Schauspiele unter dem Protektorat der Genossenschaft Deutscher Bühnangehörigen eröffnet, die vom 16. d. M. ab täglich nachmittags in vier Berliner Theatern zu dem minimalen Einheitspreis von 30 Pf. für die Schüler Groß-Verlins gespielt werden.

— Die Nacht der Gewohnheit. Die „Nord. Allg. Ztg.“ erzählt von einem Verwundeten in Ems: „Als Wilhelm Martert aus der Karlose erwachte, stand der Kaiser plötzlich neben dem Operationstisch und zog den jungen Mann in eine längere Unterhaltung. Den Anlaß hatte der Verletzte selbst herbeigeführt. Noch halb in der Karlose hatte er den Kaiser hochleben lassen, den er dann, zu vollem Bewußtsein gekommen, völlig unerwartet neben sich sah. Der Kaiser streichelte ihm die Wangen und den Kopf. Ganz Ems aber spricht über diesen ansehenden keinen Vorfall.“

— Die Zeitschrift „Die Deutsche Confection“, die wir neulich wegen ihrer französischen Inserate anführten, die dem im redaktionellen Teil zur Schau getragenen „Patriotismus“ ins Gesicht schlägen, teilt ihren Lesern jetzt mit: „daß wir die vor längerer Zeit erteilten Annoncenaufräge vertragsgemäß zur Ausführung bringen müssen, wenn wir uns nicht aller Rechtsansprüche gegen die betreffenden Inserenten begeben wollen.“ — Aber es lieh doch, jetzt sollten Opfer gebracht werden von den Patrioten? Aber mindestens sollte man nicht vorne gegen die französische Ware donnern, wenn man sie hinten empfiehlt. Es bleibt schon bei dem Geständnis in jener ersten Nummer: „Der Krieg hat uns allen die Nase vom Gesicht gerissen.“

— Die russischen Kriegskurschule an der Gumboldt-Akademie sollen auf Wunsch der Hörer weiterhin veranstaltet werden. Lehrkräfte: Falkenalmann, Lägowit, 84d, Montag, Mittwoch, Freitag von 6-7 1/2 Uhr abends. Beginn 11. September. Dozent: J. A. Wilensky. Die Hörgelöhne betragen 2 Mk. für den ganzen Kursus. Anfragen an das Hauptbureau, Kurfürstenstr. 166 I, 10-12, 1-5 Amt Lägow 5794.

— Vikten. Aus einem Bericht im „Tageblatt“: (In der eroberten Zitadelle zu Romur.) Sie feiern Sonntag. Sie üben ihren Witz. Eine Strohpuppe haben sie ins Schilderhaus gestellt. Sie haben der Puppe eine belgische Uniform angezogen. Sie haben ihr eine Krone aufgesetzt. Sie haben dem Strohpuppen einen Nietenorden aus Pappe aufgeklebt. Sie haben ihm endlich einen Holzbein in die Haut gedrückt. Auf die stumpfe Schneide ist aber geschrieben: „Du sollst nicht töten!“ — Aus einem Briefe im „Lokal-Anzeiger“ von einem Jägermann: „Was jetzt habe ich bei dem großen Kesselreiben auf die Russen noch keinen Anlaß gehabt. Gut übrigens, daß die Russen kein ehbares Bild sind, man würde sich sonst die Zähne daran ausbeißeln, da sie zäh wie Schafleder sein müssen. Einige Gefallene sind nämlich von unseren Keräten „aufgebrochen“ worden, und in ihrem Magen sollen sich, wie Sie vielleicht schon gehört haben, nur rohe Kartoffeln und Rübenstücke und Hafertörner befunden haben.“

## 5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1. Oktober 1924. (Kriegsanleihen.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden 5% Reichsschatanweisungen und 5% Schuldverschreibungen der Reichsanleihe hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

### Bedingungen.

1. Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden bis einschließlich

**Sonnabend, den 19. September, mittags 1 Uhr**

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin und bei allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen und Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank) und der Preussischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sämtlichen deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, jeder deutschen öffentlichen Sparkasse sowie jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft erfolgen.

2. Die Schatzanweisungen werden in Höhe von **Mark 1000 000 000** aufgelegt. Sie sind eingeteilt in 5 Serien zu je 200 Millionen Mark und ausgestellt in Stücken zu: 100 000, 50 000, 20 000, 10 000, 5 000, 2 000, 1 000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres. Der Zinsfuß beginnt am 1. Oktober 1914, der erste Zinschein ist am 1. April 1915 fällig. Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslösung von je einer Serie zum 1. Oktober 1918, 1. Oktober 1919, 1. Oktober 1920 und 1. Oktober 1921. Die Auslosungen finden im April und Oktober jedes Jahres, erstmals im April 1915 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Oktober bezw. 1. April.

3. Die Reichsanleihe ist in derselben Stückteilung von 100 000 bis 100 Mark ausgestellt und mit dem gleichen Zinsfuß und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgestaltet.

4. Der Zeichnungspreis beträgt:  
a) für diejenigen Stücke der Reichsanleihe, die mit Sperrre bis 15. April 1915 in das Reichsschuldbuch einzutragen sind, **97,30 Mark** für je 100 Mark Nennwert,  
b) für alle übrigen Stücke der Reichsanleihe und für die Schatzanweisungen **97,50 Mark** für je 100 Mark Nennwert

5. Die zugelassenen Stücke an Reichsschatanweisungen sowohl wie an Reichsanleihe werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1915 vollständig losentfremdet aufbewahrt und verwahrt. Eine Sperrre wird durch diese Rückentlegung nicht bedingt, der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die über den Zeichnungspreis hinausgehenden Beträge der Zeichner sind bei den Darlehensstellen wie die Stücke selbst belassen.

6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankstellen, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit etwa folgendem Wortlaut:  
„Auf Grund der öffentlich bekanntgegebenen Bedingungen zeichne ich:

nom. Mark  5% Reichsschatanweisungen  
nom. Mark  5% Reichsanleihe

und verpflichte mich zu deren Rücknahme oder zur Rücknahme desselben geringeren Betrages, der mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugestellt wird.

Soweit meine Zeichnung auf Schatzanweisungen bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, daß statt

Das Nicht-zugestehende ist fortzulassen. Ich bitte um Zuteilung von Reichsanleihe, die mit Sperrre bis 15. April 1915 für mich in das Reichsschuldbuch einzutragen ist, zum Preise von **97,30 Mark**.

Ich bitte um Zuteilung von Stücken zum Preise von **97,50 Mark**.

Die mir auf meine Zeichnung zugestellten Stücke sind dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin zur Aufbewahrung und Verwaltung zu übergeben.“

7. Die Zuteilung erfolgt zunächst bald nach der Zeichnung. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle. Anmeldungen auf bestimmte Stücke und Serien können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.

8. Die Zeichner können die ihnen zugestellten Beträge vom Zuteilungstage ab jederzeit voll bezahlen; sie sind jedoch verpflichtet:

40% des zugestellten Betrages spätestens am 5. Oktober d. J.

30% „ „ „ 25. Oktober d. J.

30% „ „ „ 25. November d. J.

zu bezahlen. Beträge bis 1000 Mark einschließlich sind bis zum 5. Oktober d. J. ungeteilt zu berichtigen.

9. Die Zeichner erhalten vom Reichsbank-Direktorium ausgeteilte Zinsscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen bezw. Schatzanweisungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird.

Berlin, im September 1914.

### Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

## Kleine Anzeigen.

**Verkäufe.**  
Taschenbuch für Gartenfreunde Ein Ratgeber für die Pflege und sachgemäße Bewirtschaftung des häuslichen Gies-, Gemüse- und Obstgartens von Max Heßdörfer. Zweite vermehrte Auflage. Mit 137 Textabbildungen. Preis 3.50 Mark. Expedition Bornhards, Lindenstr. 69.

**Unterricht.**  
Automobilfahrer, erkrankte, fleißigere Ausbildung, 100 Mark, auch Abendkurse. Ratenszahlung. Röpenderstraße 116. 2197R\*

**Möbel.**  
Bildschöne Wohnungseinrichtung, neu, für 2000 Mark. (Gemeinnützige Händler verkaufen.) Rosenhallerstraße 57, vom III rechts. 108/2\*

**Wohnungen.**  
Charlottenstraße 57, kleine Wohnungen, billig, renoviert. 29625\*

**Vermietungen.**  
Freundliche kleine Wohnungen: 1 Zimmer, Küche von 19 Mark, 2 Zimmer, Küche von 24 Mark an. Lichtberg, Herzbergstraße 125/127.

**Zimmer.**  
Gut möbliertes Zimmer Barwalderstraße 54, II, Stephan. 7\*

**Arbeitsmarkt.**  
Stellenangebote.  
Anschläger verlangt Schloßerei Blume, Charlottenburg, Schillerstraße 94. 130

**1 Vorarbeiter und 1 Helfer**  
für Bronzefabrik-Fabrikation bei gutem Lohn gesucht. Offerten mit näheren Angaben unter N. 3 an die Expedition d. Bl.

**Schirrmeister**  
und Schmiede (sollt bei hohem Lohn und dauernder Beschäftigung gesucht. Hammerwerk Niederschönhausen, Buchholzer Str. 58. 22172\*

**Flotter Jurist**  
auf Chagrin (Schalder und Ziegen) verlangt. Berlin O, Stralauer Str. 41. Lederfabrik Wienbelsohn.

**Kaufgesuche.**  
Zahngelbte, Goldschalen, Silberlachen, Platinabfälle, sämtliche Metalle höchstehend. Schmelzerei Christlomat Röpenderstraße 20 a (gegenüber Rautenschlagstraße) 88/16\*

**Fahrradaufbau** Vinsenerstraße 27.\*  
**Fahrradaufbau** Webersstraße 42.\*  
Goldschmelze kauft Platin, Silber, Gold, Kupfer, alle Metalle. Rieder, Röpenderstraße nur 157.

**Fahrradaufbau** Winter, Rosenhallerstraße 32. 205  
Goldschmelze Silberlachen, Platinabfälle, Zahngelbte bis 30,00, Kupfer, Zinn, Zink, Eisen, Kupfer, Messing, Aluminium, Zinn, Blei, „hochglänzend“, Edelmetalle-Einkaufsbureau Webersstr. 51, Köpenick 4243.

**Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.**

Der neue CUDELL-VERGASER vergast SPIRITUS; Umbau anderer CUDELL-VERGASER möglich. Berlin N. 65., Reinickendorferstr. 46 (Tel. Hansa 742).

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Dieckhoff, Neudamm. Für den Anzeigenenteil verantwortlich: Th. Glöck, Berlin. Druck u. Verlag: Hermann Bode, Berlin. Druck u. Verlag: Hermann Bode, Berlin. Druck u. Verlag: Hermann Bode, Berlin.